

Die Sorge um die Weitergabe des Glaubens

Zur Gemeinsamen Studientagung von Bischofskonferenz und ZdK

Vom 16. bis 18. November fand in Bonn-Bad Godesberg die seit 1986 geplante Gemeinsame Studientagung der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken über die Weitergabe des Glaubens statt. Da der folgende Bericht wegen des späten Tagungstermins nach Redaktionsschluß nachgereicht werden mußte, beschränken wir uns darin auf ein knappes, vor allem die Gesprächsansätze und die Gesprächsatmosphäre würdigendes vorläufiges Resümee. Ein thematischer Überblicksbericht zum Stichwort Weitergabe des Glaubens wird unter Einbeziehung der parallelen Diskussionen auf der Tagung der EKD-Synode in Bad Wildungen (vgl. ds. Heft, S. 588) folgen.

Viel Zeit hatten sie sich nicht genommen: die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) für ihre Gemeinsame Studientagung über die Weitergabe des Glaubens oder wie der volle Programmtitel hieß: „Die Zukunft des Glaubens in unserem Land – zur Lage und Weitergabe des Glaubens.“ Nur gut zwei Tage – einschließlich dreier Gottesdienste, die wesentlicher Teil der Veranstaltung waren – wurden dafür vorgesehen: vom 16. November am späten Vormittag bis 18. November mittags.

Obwohl die Woche um den Buß- und Betttag Gelegenheit gegeben hätte, noch ein wenig länger beieinander und an der Sache zu bleiben, und insbesondere in den Arbeitskreisen geklagt wurde, man sei mit den vielen Fragen schon aus Zeitmangel nicht zu Rande gekommen, und obwohl sich die kurze Agenda der Herbstvollversammlung des ZdK auch noch am Samstag hätte erledigen lassen – praktisch stand außer der Neuwahl von Präsidium, Geschäftsführendem Ausschuß und der ZdK-Mitglieder in der Gemeinsamen Konferenz und der Verabschiedung des Katholikentagsmottos für 1990 nichts Dringendes auf dem Programm –, schien manchen Bischöfen ursprünglich selbst diese Zeit für eine Gemeinsame Tagung schon zu reichlich bemessen.

Man suchte tastend nach Wegen

Es war wohl Angst im Spiel, es könnte zu unnötigen Konfrontationen kommen oder man binde sich damit in einen Diskurs ein, von dem man nicht sagen konnte, wohin er sich später entwickeln werde. Anders waren die kleinteiligen Eingrenzungen kaum zu erklären und auch nicht manche Mühseligkeit der Vorbereitung, über die auf der Studientagung von den unmittelbar Verantwortlichen recht offen gesprochen wurde. Auf der Studientagung selbst fehlte fast die Hälfte aller Bischöfe (30 von 62), und auch die Mitglieder des ZdK erschienen keineswegs vollzählig – nach Angaben aus dessen Generalsekretariat waren es aber immerhin ca. 150 von 170.

Das Interesse der Öffentlichkeit – auch der eigenen ka-

tholischen – hielt sich entsprechend in Grenzen: die Presseplätze waren während der anschließenden Wahlen im Zentralkomitee wesentlich zahlreicher besetzt als während der vorausgegangenen Studientagung. So manches Gesicht, dem man bei solchen Anlässen üblicherweise begegnet, tauchte während der Studientagung nicht auf. Entsprechend zweitrangig fiel die Berichterstattung aus; selbst KNA beschränkte sich auf das Notwendigste. Wurde die Brisanz des Themas so sehr unterschätzt, daß man meinte, die paar Tage dafür nicht opfern zu können oder andere Termine (bischofliche und sonstige) vorziehen zu müssen? Oder glaubten viele, in diesem Rahmen ließe sich über ein vitales Thema wie die Glaubensvermittlung innerhalb der eigenen und an die nächsten Generationen nicht vernünftig und mit Gewinn reden?

Dies ist schade. Die Gemeinsame Studientagung wurde danach vermutlich um ein gutes Stück (öffentliche) Wirkung gebracht. Sie hätte es verdient, gewichtiger genommen zu werden. Ihr Verlauf zeigte jedenfalls, daß sich sehr wohl auch in einem solch größeren Kreis von Bischöfen, Priestern und Laien über die bewegendste Frage des Christentums der Gegenwart sprechen, diskutieren und Erfahrungen austauschen läßt, die ihrerseits der gegenseitigen Vergewisserung und Stärkung im Glauben dienen können. Sollten Ängste tatsächlich bestanden haben, der Verlauf der Tagung erwies sie als völlig unbegründet.

Es wurde in einem denkbar unaufgeregten Gesprächsklima diskutiert, ohne gespielte Sicherheit und weitgehend ohne die sonst unter Katholiken leicht hochkommende, die Auseinandersetzung mit den Problemen, die man selbst darstellt, sich ersparende Selbstgerechtigkeit. Es herrschten die eher *leisen Töne* vor; man begab sich spürbar auf *gemeinsames* Suchen, erkundete im Wahrnehmen der Erfahrungen anderer das Gelände und bewegte sich mit wenigen Ausnahmen eher tastend, aber nicht ohne Zuversicht.

Man ließ sich aber auch nichts vormachen. Als der Sekretär der Bischofskonferenz, der bei der gesamten Vorbereitung nicht durch sonderlichen Eifer aufgefallen war, als Moderator die Vorgaben für das nachmittägliche Plenum des zweiten Sitzungstags so formulierte, daß sie sich wie die wertende Zusammenfassung der Vormittagsdiskussion anhörten, bedurfte es nur des Widerspruchs einiger weniger Teilnehmer, u. a. von *Hanna-Renate Laurien*, um die Unbefangenheit der Aussprache wiederherzustellen. Mit wenigen Stichworten, aus den Arbeitskreisen und der Vormittagsdiskussion herausdestilliert, kamen dann für den Rest des Tages alle gut zurecht.

Selbst im Plenum, wo sonst bei ähnlichen Größenordnungen gerne Fensterreden gehalten werden, gab es Augenblicke geistlicher Verdichtung. Man war vorsichtig mit großen Thesen und halbfertigen Erkenntnissen. Man kam – fast erstaunlich – ohne die sonst üblichen künstlichen

Feindbilder aus: *zu eindeutig* war wohl der Eindruck vom Ernst der Lage und das Gefühl, wie stark, kirchlich gebunden auch immer, ein jeder selbst von Sprachlosigkeit in bezug auf den Glauben, den es weiterzugeben gilt (als Elternteil, Berufskollege, auch als Verkünder), betroffen ist. Aber man blieb nicht einfach stecken bei den eigenen Fragwürdigkeiten und den existentiellen, gesellschaftlichen und kulturellen Widerständen, denen Glaube in buchstäblich weltlichen Lebensverhältnissen sich zu stellen hat, sondern suchte *Wege* aufzuzeigen vom einzelnen her, von den Familien her, zu den Gemeinden hin und von den Gemeinden und Gemeinschaften her, wo Glaube lebt und Glaubenden und Nichtglaubenden bezeugt wird, zum einzelnen hin.

Es war eine breite Bereitschaft erkennbar, sich zu regen, es wurden kaum Affekte kultiviert. Und doch wurden, wenn auch verhalten, die Probleme angesprochen, die nicht nur Erwachsene oder Jugendliche, die sich von der Kirche abwenden, mit der Kirche zu haben glauben, sondern die in der Kirche selbst die Sprachfähigkeit, die Ausdruckskraft des Glaubens schwächen. Die meisten Anwesenden – es war natürlich schon von der Zusammensetzung des ZdK her eine *stark gefilterte Teilnehmerschaft* – machten aktiv mit; auch die anwesenden Bischöfe, auch bei den selbstkritischen Fragen, z. B. bei der Frage, ob ein hoher Institutionalisierungsgrad die Kirche nicht in ihrer Bewegungsfreiheit behindert und für die Nöte der Leute, auch für ihre Glaubensnöte, unsensibel macht und auch dadurch an Provokationskraft verliert. Sie machten dabei, die Bischöfe, eine durchwegs gute Figur, allen voran der Konferenzvorsitzende, der wie wohl kein anderer der Studientagung vor allem durch Nachdenklichkeit seinen Stempel aufgedrückt hat.

Was auf die Gesprächsbereitschaft und das Gesprächsklima zutraf, galt allerdings nicht unbedingt für die Rahmenordnung, von der das Tagungsgeschehen bestimmt war, und für die Zeitzuteilungen an die einzelnen Tagungsformen und -abschnitte.

Der Vormittag des Buß- und Bettages war ausgefüllt von den beiden wegweisenden Referaten des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, *Hans Maier*, und des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, des Mainzer Bischofs *Karl Lehmann*. Sie bildeten nach Anlage und Duktus die gemeinsame Ouvertüre sozusagen in zwei Sätzen, ein *adagio ma non troppo* in schöner Rede und treffend in der Analyse geschichtlich großräumiger Zusammenhänge, aber die Lebenswelt heutiger Alltagsmenschen un *po' troppo* maestosamente überschwebend das eine; ein *andante molto sostenuto* mit eindringlichen *crescendi* dort, wo der Finger die Wunden kircheneigener, aber je nach Aufgabe und Funktion mehr oder weniger von allen Beteiligten mitverursachter Unzulänglichkeiten berührte, das andere: z. B. bei der Frage, ob die mangelnde Vernetzung, der Verlust an Zusammenarbeit und Solidarität zwischen allen, die an der Glaubensverkündigung mitwirken (Gemeindepriester, Erzieher, Religionslehrer, Erwachsenenbildner etc.), die Glaubensver-

mittlung zusätzlich erschwert. (Zur Abhilfe – kein unpraktischer Gedanke – schlug Lehmann einen Stammstisch zwischen Geistlichen, Lehrern und Erziehern vor.) Für die sieben Arbeitskreise (Weitergabe des Glaubens in der Familie, Weggemeinschaften des Glaubens, Wo kommt Kirche als Institution den Menschen näher? Neue [vergessene] Felder des Apostolats, Ist die Verkündigung der Kirche zeitgemäß? Wo muß sie unzeitgemäß sein? Glaube und Religion im öffentlichen Leben, Welchen Gott lernen heute die Menschen durch uns Christen kennen?), die sich trotz der Kürze der Zeit als das eigentliche Herzstück erwiesen, war nur der Nachmittag des Buß- und Bettages vorgesehen. Tags darauf wurde ganztätig im Plenum diskutiert – auf gutem Niveau, denkbar intensiv und erfahrungsnah auch dort, aber doch ein wenig monologisch. Die am meisten bedrängende Frage, warum wir im Glauben an *verbreiteter Sprachlosigkeit* leiden, warum auch solche Eltern sich schwertun bei der Vermittlung des Glaubens an die nächste Generation, die ihre Kinder religiös erziehen *wollen*, aber feststellen, daß sie es nur unzulänglich oder überhaupt nicht können, und was das für gesellschaftliche, kirchliche und persönliche Ursachen hat, schrie geradezu nach dem persönlicheren Gespräch im überschaubaren Kreis. Man hätte also gut daran getan, stärker zwischen Arbeitskreisen und Plenum zu wechseln.

Begriffe, die rasch Karriere machten

Die *Zusammenfassungen der Diskussion* bei der kurzen Schlußsitzung am Freitag (durch den stellvertretenden Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und Vorsitzenden von deren Pastoralkommission, Erzbischof *Oskar Saier* von Freiburg, und die Berliner Bürgermeisterin und Schulsenatorin *Hanna Renate Laurien*), bildeten in ihrer sprachlichen Unbefangenheit und fragenden Offenheit ein aufmunterndes Finale. Aber es fiel bei der Gelegenheit auch wieder einmal eine besondere „Kopflastigkeit“ im deutschen Katholizismus auf. Man ist bemüht, durch einige gescheite Köpfe, die zugleich amtliche sind, bei solchen Veranstaltungen nicht nur die Leitungsarbeit, sondern auch die Geistesarbeit leisten zu lassen. Dies führte unter den konkreten Umständen zu einem guten, ja fast optimalen Ergebnis, kann ein anderes Mal ein solches Ergebnis aber auch behindern. Zudem wurde zu Recht viel über *Lernorte des Glaubens* gesprochen; aber es fiel auch auf, daß die an den Lernorten Hauptverantwortlichen (Pfarrer, Pastoralreferenten, Religionslehrer etc.) relativ wenig vertreten waren. Der Verlauf der Gemeinsamen Studientagung ermunterte nachdrücklich zu Fortsetzungen. Die Verantwortlichen – dies kam in der abschließenden Pressekonferenz noch einmal deutlich zum Ausdruck – haben dies auch ihrerseits so verstanden. Deshalb wäre künftig an eine gezielte Modifizierung der Teilnehmerschaft je nach Diskussionsschwerpunkten zu denken. Die offenbar stark von Absicherung bestimmten und durch die Gewichtsverteilungen im deutschen dualen Katholizismussystem (hier Bischofskonferenz – dort ZdK)

eher Übergewichtig gewordenen Prozeduren behinderten aber in Bonn-Bad Godesberg den Diskussionsfluß nur geringfügig. Dieser kam um so leichter in Gang und erwies sich als um so produktiver, als man sich in der *Tatbestandsaufnahme*, ohne sich in ermüdenden Einzelanalysen zu verlieren, rasch einig war. Die Grunderkenntnis, sowohl von Hans Maier wie von Bischof Lehmann in verschiedenen Varianten formuliert, daß es sich gegenwärtig nicht nur und nicht einmal so sehr um eine Krise der Glaubensvermittlung bzw. der Glaubensweitergabe, sondern um eine *Krise des Glaubens* – im subjektiven wie im objektiven Sinn – handelt, war von Anfang an unumstrittene Grundlage aller Erörterungen. Es gelte „die Tiefe des Umbruchs nicht (zu) verschleiern und nicht so zu tun“, als ob nur der Transmissionsriemen zwischen den Generationen wieder aufzulegen und neu anzuspannen wäre. Wir müßten schon genau hinschauen, um zu sehen, wo und wie tief die Probleme liegen, so Bischof Lehmann in seinem Einleitungsreferat.

Drei Stichworte kristallisierten sich überdeutlich heraus und bestimmten die gesamte Diskussion: Glaubwürdigkeit, Elementarisierung, Weggemeinschaften.

Glaubwürdigkeit meinte beileibe nicht nur die Kirche als institutionelle Erscheinung, sondern, obwohl auch die diesbezüglichen Hemmnisse – Moralverkündigung, Führungsstil – nicht verschwiegen wurden, vor allem die Glaubwürdigkeit des Verkündens und des Verkündigers, des Zeugnisses und des Zeugen. Die Überwindung der eigenen Sprachlosigkeit in den verschiedenen Lebenskontexten (Familie, Gemeinde, Beruf, im Umgang mit „Fernstehenden“) wurde als nüchternes Nahziel zur Rückgewinnung von mehr Glaubwürdigkeit mit auf den Weg gegeben.

Elementarisierung: Es war gerade der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der eindringlich dazu aufforderte, im undurchdringlichen Wald der vielen Traditionen, Frömmigkeiten und vereinzelt Dogmen wieder mehr die „Bäume“ in der rechten Rangordnung der Wahrheiten zu sehen – ohne einen es sich allzu billig machenden „Reduktionismus“! Wie schwierig und wie notwendig zugleich das sein kann, machte Erzbischof Saier in seinem Schlußbericht u. a. deutlich an Karl Rahners „Einführung in den Begriff des Christentums“.

Weggemeinschaften: Keiner glaubt für sich allein oder kann für sich allein glauben; und keiner glaubt ein für allemal. Glaube ist Unterwegssein und braucht Weggefährten, wenn er lebendig und sichtbar sein soll. Wohl deswegen hat gerade der Begriff „Weggemeinschaft“ auf der Gemeinsamen Studientagung die auffälligste Karriere gemacht. War es aber nur das und die Attraktivität der „neuen“ kirchlichen Bewegungen? Der Begriff war breiter angelegt. Er meinte eine Vielzahl von Weggemeinschaften – Familie, Freundschaften, Nachbarschaften, Verbände, Gruppen, Gemeinden. Die „neuen“ Bewegungen, deren Mitglieder in Bonn-Bad Godesberg nicht sehr auffällig vertreten waren bzw. es nicht sein konnten, spielten nur eine Nebenrolle, allerdings, wie sich zeigte, eine sym-

bolhaft weitgehend verallgemeinerungsfähige. Und die sozialanthropologische Wahrheit von der Verwiesenheit des Glaubens auf Gemeinschaft war nicht der alleinige Grund dieser auffallenden Wortkarriere. Man suchte Zuflucht in der sichernden Wegbegleitung gelegentlich wohl auch auf Kosten der Erörterung grundlegender Probleme.

Zu schnell bei den Weggemeinschaften?

Erzbischof Saier meinte zwar in seinem Schlußbericht, es sei ein ganz außerordentliches Ereignis gewesen, daß sich ein Arbeitskreis – der Arbeitskreis 7 über das Gottesbild der Christen – „vier Stunden lang allein mit dem lieben Gott beschäftigt“ habe. In einem anderen Arbeitskreis wurde festgestellt, man habe sich „fast nur mit den Problemen der 80 Prozent beschäftigt, für die Glauben und Kirche wenig oder nichts mehr bedeuten“.

Dennoch hätte es sich gelohnt, in beiden Richtungen, der der Gottesfrage und der der Ursachen des modernen Unglaubens, über den eigenen Kleinglauben hinaus noch tiefer zu bohren. Hans Maier z. B. hatte auf die den Glauben gefährdende, weil ihn gegenüber den autonomen weltlichen Wirklichkeiten isolierende moderne Wissenschaftsgeschichte hingewiesen, durch die die Welt erklärt, entzaubert, aber auch „zerdacht“ werde. Ist eine erkannte Welt der den Glauben gründenden Idee eines Schöpfergottes wirklich weniger zugänglich als eine unerkannte, im Schauer vor den Urgewalten der Natur gefürchtete Schöpfung? Oder sind es nicht in erster Linie die unsere Lebenswelt radikal verändernden, viel Aufmerksamkeit von Glaube und Religion abziehenden technischen, Konsum- und Optionsmöglichkeiten steigernden Fernprodukte der Wissenschaften, die auf ganz praktischem Wege Unglauben erzeugen? Wie ist darauf zu reagieren?

Oder ein anderes Beispiel: Es wurde zu Recht vermerkt, Kirche und Katholiken hätten wenig Bezug zu technischen Berufen und zu dem, was sich dort abspielt. Bei aller Notwendigkeit, hier mehr Nähe und Sachverstand zu entwickeln, wäre aber auch der Frage nachzugehen, ob mit zunehmender Freizeit bei gleichzeitiger scharfer Trennung von Erwerbs- und Freizeitwelt nicht die Freizeit immer mehr zum eigentlichen Feld der Auseinandersetzung um Glauben und Unglauben werden muß. Die Liste solcher Fragen ließe sich unbegrenzt verlängern. Oder noch ein Beispiel, die spirituelle Qualität der Strukturen der Glaubensvermittlung bzw. deren personelle Ausfüllung betreffend: die von Bischof Lehmann angesprochene geringe personelle Vernetzung der „Lernorte“. Hat diese nicht auch damit zu tun, der zunehmende Priestermangel bei gleichzeitiger Ausdifferenzierung kirchlicher Dienstleistungen speziell in der Bundesrepublik zwar organisatorisch bisher gut bewältigt wurde, aber die geistlichen Gehalte über die Personen nicht adäquat in die veränderten Strukturen vermittelt wurden. Insofern war man vermutlich etwas *zu schnell* bei den Weggemeinschaften.

David Seeber